



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

aber ist die Sache bald erledigt. Nur die temperamentvollern Thiere machen etwas länger Unbequemlichkeiten, brauchen auch mehr Zeit, bis sie das Heimweh nach dem weggenommenen Kalb überwunden haben.

Die armen Dinger! Nimmt man sie ihnen denn bald weg?

Je nachdem. Wie mans „in der Mode hat.“ So lange man das Kalb bei der Mutter läßt, muß man auf den Milchertrag verzichten. Auf der andern Seite: je länger man es bei ihr läßt, desto besser wird es als Schlachtvieh, versteht sich. In're bleiben gewöhnlich zwei bis drei Wochen bei der Alten; dann werden sie noch bis zu sechs Wochen abgefordert von der Mutter im Stall gefüttert, mit frischer Milch aus dem Eimer und etwas Heu. Schließlich kommen sie dann hinaus in die Koppel.

Und dann?

Werden sie entweder nach und nach zum Schlachten verkauft oder wachsen heran, um sich weiter nützlich zu machen. Besonders schöne Exemplare werden zur Zucht bestimmt. So eins ist der kleine schwarze Stier von der Bleß. — Haben Sie sich jezt über seinen Mangel an Symmetrie beruhigt, Rademacher?

Zu Befehl. Habe mich sogar besonders mit ihm angefreundet.

Na, sehen Sie. — Die Bleß also hat ein sehr feuriges Temperament, weißt du, und denkt, sie braucht sich das nicht gefallen zu lassen, das Melken. Es gilt nun, ihr klar zu machen, daß wir davon mehr verstehen als sie. Mit Grobheit richtet man da natürlich nichts aus, wie Mamselling sehr richtig bemerkt hat. Man muß ihr auf andre Weise beikommen.

Aber wie? fragte Margarete, ganz bei der Sache.

Kann ich jezt noch nicht wissen, Kind; muß ich erst sehen. Man kann ja doch nicht ein Tier wie das andre behandeln. Auch die Kühe haben ihre Individualität.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nützliche Feindschaften. Seitdem Protestanten und Katholiken einander nicht mehr gegenseitig in Masse abschlachten, stiftet die feindliche Konkurrenz der beiden Konfessionen mehr Nutzen als Schaden. Auch in der Mexikanerangelegenheit hat sie dem Gemeinwesen einen wichtigen Dienst erwiesen. Die Klagen über Übelstände in der Behandlung der Irren und im Entmündigungsverfahren sind jahrelang bei den Behörden und beim angesehenern Teile der Presse unbeachtet geblieben. Jezt auf einmal, da es sich um eine klösterliche Anstalt handelt, haben wir eine lebhafteste, von der Presse geleitete Volksbewegung, eine sensationelle Verhandlung im preußischen Abgeordnetenhause, die feierliche Versicherung des zuständigen Ministers, daß Wandel geschafft werden solle, und die gar nicht zu verachtende Beihilfe des Kladderadatsch. Wir sind weit entfernt davon, den Sachverständigen: Ärzten und Juristen (oder ist Juristen und Ärzten die richtige Rangordnung?) vorgreifen zu

wollen, von denen einer auch in den Grenzboten das Wort ergriffen und noch nicht zu Ende gesprochen hat. Wir gestehen bereitwillig zu, daß der Sachverständige dem nichtfachverständigen Publikum gegenüber immer Recht haben wird; aber es kann den Sachverständigen nicht gleichgiltig sein, wenn sich im Volke allgemeines Mißtrauen gegen sie einnistet, und zu dessen Beseitigung ist es doch eben notwendig, die Fälle, auf die sich das Mißtrauen stützt, öffentlich zu erörtern. Wie tiefe Wurzeln dieses Mißtrauens schon geschlagen hat, beweist der naive Titel einer der Broschüren, in denen die Leidensgeschichten von Leuten erzählt werden, die behaupten, bei gesunden Sinnen ins Irrenhaus gesperrt und dort schlecht behandelt worden zu sein. „Vier Jahre unschuldig in württembergischen Irrenanstalten. Geheime Behme und moderne Bastille.“ Im Schwabenlände scheint also das Volk der Ansicht zu sein, daß die Irren von der Behörde als Verbrecher behandelt und die Irrenanstalten dazu benutzt werden, unbequeme Personen, denen man nicht den Prozeß machen kann, auf die Seite zu schaffen. Diese Auffassung tritt auch in andern Wendungen des Verfassers hervor, eines Bauers namens Kuhnle, der behauptet, er sei als Gegner des neugewählten Schultheißen verfolgt worden. Er hat seiner eignen Geschichte noch einen Abriß der Geschichten von dreizehn andern Württembergern beigefügt, die „unschuldig“ als Narren eingesperrt worden sein sollen, und gebraucht bei dem einen die Redensart, er sei „nach Amerika begnadigt worden.“ Es komme nämlich in Württemberg vor, daß die Behörden einem solchen „Narren“ sagen: „Du, hör mal, wenn du nach Amerika willst, so wollen wir dir gern dazu behilflich sein, aber hier im Reiche können wir dich nicht frei herumlaufen lassen, weil du uns Verlegenheiten bereiten würdest.“ Ohne Zweifel ist das alles entweder Einbildung oder Verleumdung. Vielleicht haben die Leute solchen Unsinn aus englischen Romanen aufgeschnappt, die dergleichen Geschichten erzählen. In England mag so etwas wohl vorkommen. Äußert doch die Schlesiſche Zeitung, ein Blatt, das es stets mit den Behörden und mit den Fachmännern hält, in einem sehr vorsichtigen und maßvollen Artikel über die Angelegenheit: „Prinzipiell lassen sich gegen rein private Irrenanstalten die schwersten Bedenken geltend machen. Das englische Parlament hat wiederholt Gelegenheit gehabt, sich mit dem lichtscheuen Treiben in solchen Anstalten zu befassen. Bei vielen Prozessen, in denen es sich um Erbschleicherei handelte, haben derartige Anstalten eine entseßliche Rolle gespielt.“ Jedenfalls ist das Versprechen des Kultusministers, daß gegen leichtfertige oder mißbräuchliche Einsperrung in Irrenhäuser neue Bautelen geschaffen werden sollen, vom Volke mit Dank aufgenommen worden.

In vielen Fällen mögen die Sachverständigen aus Gewissenhaftigkeit zu ängstlich sein und es mit der Entfernung der Irren aus ihren Familien zu eilig haben. Dem Schreiber dieses sind fünf Fälle bekannt, wo unzweifelhaft Irre, die auch von jedem Laien als solche erkannt wurden, daheim blieben, ohne daß ein Unglück daraus entstanden wäre. In zwei Fällen haben die irren Personen, es waren Frauen, ihre Berufspflichten ununterbrochen weiter erfüllt, und die eine, die einmal sogar tobsüchtig wurde, ist jahrelang, obwohl fortwährend mit fixen Ideen behaftet, in unermüdlicher Arbeit die Wohlthäterin ihrer armen Verwandten gewesen; es wäre ein großes Unglück für viele gewesen, wenn man sie eingesperrt hätte, und sie selbst würde sich bei ihrem energischen Charakter das Leben genommen haben, wofern man sie nicht gefesselt hätte; in diesem Falle aber wäre sie gewiß vollends verrückt geworden.

Auch die Schwierigkeiten der Irrenbehandlung sind ein Erzeugnis des modernen Lebens und des unheimlichen Menschengedränges. Die Konkurrenzhebe

macht unzählige halb und ganz verrückt, die Familien können in ihren engen Mietwohnungen eine solche unglückliche Person nicht bei sich behalten, und den ohnehin überlasteten Behörden kann man kaum einen Vorwurf daraus machen, wenn sie sich mit den vielen eigentlichen Narren, die zu den uneigentlichen, mit denen sie gewöhnlich zu thun haben, noch hinzukommen, keinen Rat mehr wissen. Kurella erhebt in Nr. 38 der Sozialen Praxis gegen die preußischen Provinzialbehörden den Vorwurf, daß sie es sich allzu bequem machten. Ehedem hatten sie nur die Befugnis, sich der hilfsbedürftigen Irren anzunehmen, von dieser Befugnis aber hätten sie, wie der Minister Herrfurth ironisch bemerkt habe, nur in allzu bescheidenem Maße Gebrauch gemacht; nachdem ihnen durch das Gesetz vom 11. Juli 1891 die Pflicht auferlegt worden ist, für die mittellosen Irren Sorge zu tragen, entledigten sie sich dieser Pflicht in den meisten Fällen durch Geldebewilligungen an geistliche Anstalten, um die sie sich dann weiter nicht zu kümmern brauchten. Wie gesagt, wir plädiren auf mildernde Umstände für die überlasteten Behörden, namentlich für den Herrn Kultusminister, dem die übermenschliche Last aufgebürdet ist, nicht allein das Kirchenwesen und so viel tausend Schulen zu überwachen, sondern auch noch die Behandlung der kranken Menschen und des kranken — Rindviehs.*)

Die Verhandlung des Abgeordnetenhauses vom 25. Juni hat übrigens eine Anzahl höchst erfreulicher und verheißungsvoller Äußerungen zu Tage gefördert, die wir registriren, und an die wir seinerzeit erinnern wollen, wenn die guten Vorsätze, die darin liegen, wieder vergessen werden sollten. Der Interpellant sprach seine Verwunderung darüber aus, daß statt der Mexikanerbrüder Herr Mellage auf die Anklagebank gesetzt worden sei. Über solche Verwechslungen haben wir uns schon öfter gewundert; nun, da ein angesehener Nationalliberaler im Abgeordnetenhaus die Aufmerksamkeit darauf gelenkt hat, werden wohl keine mehr vorkommen. Der Herr Kultusminister rief aus: „Was uns helfen kann, ist allein die offene Wahrheit; mit Vertuschen wird nichts erreicht!“ Also wird man es auch uns in Zukunft nicht mehr übelnehmen, wenn wir uns am Vertuschen nicht beteiligen mögen. Derselbe Herr bekannte, daß bei der alljährlichen amtlichen Revision Mariabergs stets alles in schönster Ordnung gefunden worden sei, daß aber trotzdem die Gerichtsverhandlung Zustände aufgedeckt habe, „die jeden, der Mitgefühl hat, tief betrüben müssen.“ So wird man denn in Zukunft nicht mehr unwillig darüber sein, wenn manchmal das Publikum fortfährt, Übelstände an Orten zu sehen, wo amtliche Revisoren keine gefunden haben. Der Herr Justizminister endlich bezeichnete das Ergebnis der berühmten Gerichtsverhandlung als einen „Triumph der Öffentlichkeit des Verfahrens.“ Möchte diese Wertschätzung der Öffentlichkeit nicht bloß eine vorübergehende edelmütige Wallung gewesen sein! Möchte sich in den maßgebenden Kreisen die englische Auffassung Bahn brechen, daß die tollsten Gerichtsskandale nicht so viel Unheil anrichten können wie das Mißtrauen in die Rechtspflege, das aus der Heimlichkeit des Verfahrens mit Notwendigkeit entspringt!

Die Eröffnung des Nordostseekanals. Das neue deutsche Reich hat noch nicht oft solche Festtage gesehen wie die hinter uns liegenden. Gewiß machte

*) Als das landwirtschaftliche Ministerium in Preußen eben erst eingerichtet worden war, wurde sein Vertreter im Abgeordnetenhaus einmal wegen der Klauenseuche interpelliert. Er erwiderte: wir haben bloß das gesunde Rindvieh, das kranke gehört ins Kultusministerium.

die Grundsteinlegung zum Kanal am 3. Juni 1887, die letzte nationale Feier, an der Kaiser Wilhelm I. teilnahm, bedeutenden Eindruck; aber soviel Glanz und Herrlichkeit wie die Schlußfeier, die Krönung des vollendeten Werkes, bot der feierliche Beginn doch nicht auf. Fast alle deutschen Fürsten, fürstliche Vertreter des Auslandes, das diplomatische Korps, Admirale mit den Schiffen fast aller Nationen, unzählige deutsche und fremde Offiziere und Würdenträger aller Art, dazu die deutschen und preußischen Volksvertreter und gewaltige Massen Zuschauer von nah und fern als Mitwirkende und Feiernde, der schönste Teil der größten deutschen Handelsstadt und später das Ufer des herrlichsten deutschen Hafens als Festort und im ganzen das schönste Festwetter — da mußte wohl eine Fülle glänzender Schauspiele und denkwürdiger Augenblicke, viel feierliche Stimmung und bewundernder Volksjubel zusammenkommen. Hamburg, die alte Hansestadt, die den größten Gewinn aus dem Kanalbau zu ziehen hofft, Kiel, das Kühnauftrebende, das nicht bloß Kriegshafen, sondern auch ein großer Handelsplatz sein möchte, hatten das reichste Festgewand angelegt, und die Bevölkerung beider war so patriotisch erregt, wie es der phlegmatische Grundcharakter des niedersächsischen Stammes nur irgend zuläßt. Aber auch die kleinern Orte am Kanal waren aufs beste herausgeputzt, und Tausende „frommer“ Holsten und troziger Dithmarsen standen zu beiden Ufern der neuen Meerstraße und jubelten dem vorüberfahrenden deutschen Kaiser zu, dem ersten regierenden Fürsten, der nach den Dänenkönigen Friedrich VI. und Christian VIII. in diesen sonst so weltfernen Gegenden des westlichen Nordalbingiens erschien. Holstein hat zwar unter Wilhelm I. einmal ein Kaisermanöver gehabt, aber Dithmarschens Grenze hat nie eines Kaisers Fuß berührt.

Der Glanzpunkt des Hamburger Festtags war das Festmahl in dem eben vollendeten hochtürmigen Rathause der Elbstadt, dessen großer Saal zu diesem Zwecke vorläufig in Stand gesetzt worden war. Farbenleuchtende Gemälde, Bilder des alten Hamburgs, einer alten und einer modernen Marine, Helgolands und des Kanals, schmückten mit zahlreichen Wappenschildern die Wände, prächtige Blumen und blinkendes Geschirr die Tafeln, an deren längster der Kaiser mit den Fürsten und ausgewählten Würdenträgern, im ganzen vierundsechzig Personen, Platz nahm. Ein glänzenderes Bild als das, das sich von den Tribünen hier dem Auge des Zuschauers darbot, bekommt ein Sterblicher wohl selten zu sehen; Heeres-, Marine- und die reichen, wenn auch nicht immer geschmackvollen konsularischen Uniformen und die alte spanische Tracht, die die Hamburger Ratsherren zu Ehren des Tages angelegt hatten, ergaben zusammen eine berückende Farbenmischung. Nachdem die Musik verklungen war, drang die scharfaccentuierende norddeutsche Stimme des ersten Bürgermeisters von Hamburg, des Dr. Lehmann, durch den Saal, darauf die rasche, jedes Wort eigentümlich kurz und energisch abschneidende des Kaisers. Die Rede machte großen Eindruck, vor allem die den Friedenscharakter des Werkes betonenden Sätze. Die Blicke der Berichterstatter verschlangen den Kaiser förmlich. Auch die Ruhe und die patrizische Würde des Bürgermeisters — sein Name ist freilich nicht sehr patrizisch — machte Eindruck, und so wollen wir es ihm verzeihen, daß er sich an diesem Orte und zu dieser Stunde des berühmten „voll und ganz“ bediente, als Zeitcharakteristikum durfte es ja eigentlich auch nicht fehlen.

Das Alsterfest verregnete im ganzen, und doch konnte ein poetisch angelegtes Gemüt auch bei ihm in Stimmungen schwelgen. Die neugeschaffne Insel in der Binnenalster verdirbt zwar bei Tage den Eindruck dieses Sees mitten in der Stadt, da ja die Möglichkeit, das Auge an diesem Orte frei über eine größere glitzernde Wasserfläche hinschweifen zu lassen, eben die Schönheit ergiebt. Anders bei Abend-

beleuchtung und gar bei reicher Illumination. Es war ein entzückender Anblick, als die Pavillons und der mächtige Leuchtturm auf der Insel bei der Ankunft des Kaisers plötzlich in elektrischem Lichte erstrahlten und zugleich die ersten Raketen aufzichten, während auch das Uferviereck mit der Lombardsbrücke und den bis aufs Dach mit Menschen besetzten Prachtbauten in den mannichfachen Farbentönen erleuchtet war, die elektrischen Kugellampen gleich durch die dunkeln Bäume blickten und die Dichter auf den zahlreichen, reichgeschmückten Alsterbooten sich im Wasser wieder spiegelten. Vom Wetter ungestört blieb die Elbuferbeleuchtung, die sich flußabwärts bis über Blankenese hinaus hinzog. Hamburg, Altona und die kleinern Elborte hatten ihr möglichstes gethan, und es bot einen unvergleichlichen Reiz, auf der dunkeln Elbe, dem Kaiserschiff folgend, die wechselnden Bilder in wechselnder Beleuchtung zu betrachten. Das mächtigste Feuer hatten die armen Finkenwärder Fischer entzündet, gewaltige Haufen Teertonnen, deren Blut den Himmel weithin erhellte.

Die Fahrt des Kaisers durch den Kanal, der sich ja durch Landschaften sehr verschiednen Gepräges hinzieht, zuerst durch fette Marsch, dann durch das Höhenland der Geest, durch Heide, Moor und auch durch Seen, wird auch manches hübsche Bild geboten haben, meist volksfestartigen Charakters, da man aus meilenweiter Entfernung zum Ufer zusammengeströmt war und vielfach Erfrischungs-, ja Tanzzelte aufgeschlagen hatte. Als die „Hohenzollern“ in den Kieler Busen einfuhr, begrüßte sie gewaltiger Geschützdonner. Es war das schönste Sommerwetter, das Ostseewasser so frisch grün wie je, und jede der Höhen an der Fährde von gepuzten Menschencharen, der Busen selbst von den 89 stattlichen deutschen und fremden Panzerschiffen und einer Unmenge kleiner Dampfer und Boote belebt. In noch höherm Grade war das am nächsten Tage der Fall, wo die feierliche Schlußsteinlegung stattfand. Ein solches Schauspiel am Meere hat Deutschland noch nie gesehen; klassisch gebildet, wie man ist, mußte man an die irthmischen Spiele oder etwas derartiges denken, so wunderbar war die Zusammenstimmung zwischen dem von der glänzendsten Gesellschaft belebten Festplage und dem sonnbeschienenen belebten Meere. Man hätte „Thalatta, Thalatta!“ ausrufen oder eine Pinbarische Ode deklamiren mögen. An dem schönsten, seewärts gelegnen der beiden Leuchttürme an der Holtenauer Kanalöffnung lag der Festplatz im engern Sinne mit dem Schlußstein, der der Grundstein eines Denkmals Kaiser Wilhelms I. werden soll, links davon befand sich der Ausgang von der See, rechts das Kaiserzelt, an einen gewaltigen, flaggengeschmückten Mastbaum angelehnt; vorne und hinten standen stolze Garde- und Marinetruppen mit ihren Musikkapellen, in der Mitte die Fürsten und Herren; dann aber erblickte man, die ganze Landzunge zwischen Kanal und Busen grandios abschließend, das gewaltige Rund drei hoher Tribünen, menschengefüllt, einer antiken Arena vergleichbar, ferner schöne grüne Anlagen in der Nähe und villenbesäumte Hügel in der Ferne — ein einziges Bild, zu bunt vielleicht, um gemalt zu werden, aber bei goldnem Sonnenschein das Auge wahrhaft entzückend. Die feierliche Handlung mit ihrem Urkundeverlesen, ihren Hammerschlägen, ihren historischen Marschen und ihrem Gewehrpräsentiren dauerte nicht allzu lange, und von reicher malerischer Wirkung war es dann auch, als das zum Teil militärische Publikum, von den Tribünen herabströmend, den Platz neugierig überschwemmte.

An dem Kaiserdiner in dem in der Form eines alten Linienfahrts erbauten Kaiserzelt haben von gewöhnlichen Sterblichen nur wenige teilgenommen, doch war die grandiose Flottenbeleuchtung am Abend wieder ein Schauspiel für jedermann

und übertraf durch den Wettstreit aller Nationen alles, was man je an Feuerwerken gesehen hatte. Das Flottenmanöver, zu dem die Kaiserin und die Fürsten auf dem „Hohenzollern“ hinausfuhren, während der Kaiser an Bord des „Kurfürsten Friedrich Wilhelm“ kommandierte, schloß die Reihe der Festlichkeiten.

Man kann wohl mit Sicherheit annehmen, daß die vieler Festlichkeiten überall imponierend gewirkt haben, um so imponirender, wenn man ihren Hintergrund, die Vollendung eines großen Kulturwerkes, im Auge behält und sich zugleich vergegenwärtigt, daß sie auf einem Boden vor sich gingen, wo vor kaum mehr als einem Menschenalter noch der Danebrog wehte. Können wir das Ansehen des Reiches durch solche Feste erhalten und vermehren, so soll uns auch die größte darauf verwendete Summe nicht gereuen, und wer Gelegenheit gehabt hat, die fremden Besucherstatter während der Feier zu beobachten, wird die Wirkung der Festtage nicht unterschätzen. Die Vorbedingungen aller frohen Feste sind freilich saure Wochen.

Im Mittelpunkt aller Festlichkeiten stand, auch dem fernerstehenden erkennbar, die Person des Kaisers, und die Zurufe, die ihm überall erschallen, klangen selbst in dem sozialdemokratisch wählenden Hamburg voll und herzlich. Das Volk aber kam, dem Willen des Kaisers gemäß, an den Festtagen auch nicht zu kurz; genügte für den Binnenländer doch schon der Anblick des mit Panzerkolossen übersäten Rieser Busens, um einen Eindruck fürs ganze Leben mit hinwegzunehmen.



Litteratur

Soziale Verkehrspolitik von Otto de Terra, Eisenbahndirektor in Frankfurt a. M. Berlin, Karl Heymann, 1895

Der Verfasser dieses interessanten Schriftchens ist ein Fachmann, der an die Verwaltung der in unsrer Zeit so hochwichtigen und großartig wirkenden Verkehrsanstalten die Anforderung stellt, daß sie sich nach sozialpolitischen Zwecken richten und durch Förderung des Mittelstandes dem drohenden Umsturz vorbeuge. Von diesem Gesichtspunkte aus bezeichnet er es als die Aufgabe der Verkehrsmittel, jede künstliche Begünstigung der Großbetriebe, wodurch deren natürliches Übergewicht über die Kleinbetriebe noch verstärkt wird, zu meiden und diese nach Kräften zu fördern. Im einzelnen weist er nach, wie zur Zeit die Großbetriebe noch vielfach durch den Eisenbahntarif und das Postpaketporto begünstigt werden. Es ist selbstverständlich, daß er sich von seinem Standpunkte aus nicht für den Betrieb der Verkehrsanstalten durch Privatpersonen erklären kann. Keineswegs aber fordert er, daß sie der Staat als freies Genußgut allen unentgeltlich zur Verfügung stelle (in welchem Falle die Kosten aus den Steuern bestritten werden müßten) oder sich nur eine die Kosten deckende Gebühr zahlen lasse; vielmehr hat sie der Staat nach dem privatwirtschaftlichen Grundsatz zu verwalten, daß ein möglichst hoher Reingewinn zu erzielen sei. Denn da diese Einrichtungen den Wohlhabenden in höherem Grade zu gute kommen als den Armen, so würde „eine gemeinwirtschaftliche Verwaltung,